

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

18. (7. ordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

18. (7. ordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. Januar 1899, abends 7¹/₂ Uhr,
im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender Herr Geheimrat E. Friedel.

1. Der Vorsitzende macht folgende Mitteilungen:

a) Der Vorstand begrüsst die Mitglieder und die Freunde der Brandenburgia in der heutigen ersten ordentlichen Sitzung des neuen Jahres auf das herzlichste, bittet um recht lebhaftige Theilnahme an den Vereinsbestrebungen und ersucht, der Gesellschaft neue Mitglieder zu gewinnen, indem er das Programm derselben für die nächste Sitzungen entwickelt.

b) Von dem Tode unseres allverehrten Mitgliedes, des Geheimen Medizinalrates Professor Dr. Ernst Gurlt am 8. d. Mts., hat die Gesellschaft mit grosser Betrübniß Kenntniß genommen. Herr Gurlt, eine Zierde unserer Friedrich Wilhelm-Universität, ist aus eigenem Triebe im April 1898 unserer wissenschaftlichen Vereinigung beigetreten und hat sich bei deren Veranstaltungen trotz seines vorgerückten Alters eifrig beteiligt. Uns allen ist noch in der Erinnerung, wie er bei dem Ausflug nach Oderberg am 22. Mai v. J. selbst die damit verbundenen nicht ganz geringen körperlichen Anstrengungen überwand, um die Fühlung zu den übrigen Theilnehmern nicht zu verlieren. Am 14. v. M. erfreute er uns aus dem Schatze seines reichen Wissens mit einem Vortrag aus der Medizinalgeschichte Brandenburg-Preussens, welcher demnächst in unserem Nachrichtenblatt abgedruckt werden wird. — Herr Gurlt, geborener Berliner, hat unserer Alma Mater seit 45 Jahren als akademischer Lehrer angehört. Neben der praktischen Ausübung der Chirurgie lag er wissenschaftlicher Schriftstellerei mit Glück und Erfolg ob. In den besten Jahren schuf er ein Monumentalwerk in einer „Geschichte der Chirurgie“. Ihm hatte die Gesellschaft für die deutsche Chirurgie auch

die litterarische Bearbeitung einer wichtigen Aufgabe der Heilkunde, die Abfassung der Statistik der durch Narkosen verursachten Unglücksfälle, übertragen. Ueberhaupt tritt seit vielen Jahren der statistisch-historische Zug in Gurlt's litterarischer Thätigkeit hervor. In einem der zahlreichen gewidmeten Nachrufe aus Kreisen der Berufsgenossen wird der „historische Zug“ in ihm gerühmt, wie ereiner der wenigen Ärzte gewesen sei, welche sich mit der geschichtlichen Seite der Chirurgie und Medizin beschäftigten. Und eben dieser „historische Zug“ ist es, der ihn zu unserer Gesellschaft geführt hat, und wir bedauern heut Abend nochmals schmerzlich, dass dieser angesponnene Faden zur Brandenburgia so bald durch die Fügung der Vorsehung zerrissen worden ist. Gurlt's Andenken wird in der Brandenburgia stets hoch gehalten werden. — Die Versammlung erhebt sich zur Ehrung des Verewigten von den Sitzen.

c) Bereits in der Dezembersitzung hatte ich darauf aufmerksam gemacht, dass unsere beliebte vaterländische Zeitschrift „Der Bär“ aus der Redaktion und dem Verlag unseres Mitgliedes Herrn Pastor Friedrich Zillessen in den des Herrn Verlagsbuchhändlers Friedrich Schirmer unter Redaktion des Herrn Dr. St. M. Folticineano mit dem 25. Jahrgang übergegangen sei, welche beide Herren inzwischen Mitglieder der Brandenburgia geworden sind. Der „Bär“ hat sich in seinem Format, wie Sie aus den vorliegenden ersten Nummern ersehen wollen, stattlich in die Höhe gereckt, auch die Titelvignette ist eine neue geworden. Im übrigen verweisen wir auf das nachfolgende Programm der Zeitschrift selbst.

Der Jubiläumsjahrgang des „Bär“ eröffnet einen neuen Abschnitt in dem Dasein dieser Zeitschrift, die sich seit ihrem Beginn in den Dienst der Geschichte Berlins und der Mark gestellt hat. Mit Eifer hat der „Bär“ der Erforschung der Vergangenheit gedient und das Heranwachsen Berlins vom Fischerdorf zur Kaiserstadt liebevoll dargelegt. Er hatte seine Aufgabe in ernster Weise erfasst und war stets bestrebt gewesen, sie auf das Beste zu erfüllen. Allein eine neue Zeit ist inzwischen herangebrochen, eine Zeit des raschen Fortschreitens und Vorwärtstrebens. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens keimt und sprosst es, Früchte reifen und neue, vielversprechende Triebe setzen an.

Da kann es die Aufgabe des „Bär“ nicht mehr sein, nur in die Vergangenheit zu schauen; er muss vielmehr auch das moderne Leben mit den tausendfachen Verästelungen und Verzweigungen zu ergründen und in angenehmer Weise darzustellen suchen. Er wird zwar auch fernerhin der Vergangenheit seine Aufmerksamkeit widmen, doch soll er auch der Gegenwart dienen und schildern, was er mit klarem Auge erblickt. Die Vorgänge auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens, der Kunst und Literatur, des Kunstgewerbes, der Industrie und der Wissenschaften sollen von nun an im „Bär“ ohne Voreingenommenheit in vor-

nehmer Weise durch kompetente Fachmänner und bewährte Kenner erörtert werden. Ein modernes Blatt für die moderne Weltstadt!

Wenn auch der „Bär“ schon durch seinen Namen auf das Leben Berlins und der Mark Brandenburg hingewiesen wird, so wird er doch auch die Vorgänge ausserhalb der Marken mit Interesse verfolgen, soweit sie mit der Reichshauptstadt in Zusammenhang stehen.

Da auch zu den Aufgaben der Brandenburgia u. a. die Beobachtung des modernen Lebens, soweit es die Heimatkunde angeht, gehört, so ist durch diese Erweiterung seiner Ziele der „Bär“ uns noch näher gerückt. Die Redaktion hat bereits die Güte gehabt, den diesseitigen Interessen durch Ankündigung unserer Sitzungsprogramme und durch Mitteilungen über den Inhalt unserer Sitzungen zu dienen. Wir sind sehr verbunden dafür und hoffen, dass diese guten Beziehungen sich stets bewähren werden.

d) Aus dem weiteren Kreise der heimatkundlichen Bestrebungen ist wiederum Neues und Erfreuliches zu vermelden. Bei einer Bereisung des thüringischen, zur Provinz Sachsen gehörigen Kreises Eckartsberga im Juni 1898 hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie eingehend die Heimatkunde dort gefördert wird und wie vorteilhaft sie in mancherlei Beziehung auf die breite Volksmasse der städtischen wie ländlichen Bevölkerung einwirkt. In dem Geburtsort meines Vaters, dem romantisch belegenen stattlichen Dorfe Kloster Häseler, lernte ich in Herrn Pfarrer Dr. Neide, Mitglied der sächsischen Provinzialkommission zum Schutz der vaterländischen Denkmäler, einen hervorragenden Kenner der heimatischen Geschichte kennen und in dem dortigen Lehrer und Küster Meissner, inzwischen nach Bad Bibra versetzt, ebenfalls einen Herrn, welcher in den örtlichen Familien- und Lokalgeschichten trefflich Bescheid weiss und für die Heimatkunde in der Schule bestens Sorge trägt. Die eigentliche Seele der Erweckung und der Pflege der Heimatkunde des Kreises Eckartsberga ist der in diesem Wissenszweige unermüdlich thätige Kgl. Superintendent und Oberpfarrer Herr L. Naumann in Eckartsberga. Eine gute Übersichtskarte zur Heimatkunde dieses Kreises hat der in weiten Kreisen als Kenner und Förderer der Heimatkunde wohlbekannte Lehrer Herr Karl Meyer in Nordhausen geliefert. Allerdings bietet der Kreis Eckartsberga, dessen Bevölkerung sich gleich den übrigen Thüringern durch einen verhältnismässig hohen Bildungsgrad und ein lebhaftes, empfängliches Temperament auszeichnet, in seinen bewaldeten Höhenzügen (die Finne, die Schmücke, die hohe Schierke) ein erfreuliches, stellenweise romantisch zu nennendes Landschaftsbild. An auch weiteren Kreisen bekannten Ortschaften befindet sich darin Eckartsberga, Bibra, Coelleda, Wiehe, Schloss Heldringen, Burghessler, Kloster Häseler, Auerstedt mit dem Schlachtfeld vom 14. Oktober 1806 u. s. f.), alles von dem bereits zum Kreise Naumburg gehörigen Soolbad Kösen in Halbtagsausflügen leicht zu erreichen.

Zu nennen ist zunächst der „Kalender für Ortsgeschichte und Heimatkunde im Kreise Eckartsberga“, welcher seit dem Jahre 1896 erscheint und dessen 4 Jahrgänge ich Ihnen vorlege (Verlag von Schneider in Cölleda). Inzwischen sind in derselben Provinz 1897 bereits für den Saalkreis und Kreis Sangerhausen ganz ähnliche Kalender erschienen und sollen andere in der Provinz Sachsen nachfolgen. Alle diese Bücher enthalten neben den üblichen Kalenderangaben eine Menge von interessanten auf die Kultur- und Naturgeschichte, die Statistik und Ortskunde bezüglichen Nachrichten. Herr L. Naumann hat daneben bereits seit dem Jahre eine stattliche Anzahl von kleinen Schriften veröffentlicht unter verschiedenen Titeln; bald als „Lose Blätter zu einer Heimatkunde der Stadt und des Kreises Eckartsberga“, dann als „Beiträge zur Lokalgeschichte des Kreises Eckartsberga“, endlich als „Skizzen und Bilder zu einer Heimatkunde des Kreises Eckartsberga“ (I. Heft, 1898). Eine Auswahl dieser Schriften überreiche ich hiermit.

Weshalb ich dies so ausführlich mitteile? Einmal, um das Bedauern auszusprechen, dass die Provinz Brandenburg hinter ähnlichen Bestrebungen leider weit zurücksteht und sodann, um durch diese Bemerkungen die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, dass auch bei uns die Kreise für ähnliche, populär wissenschaftliche Veranstaltungen sorgen und in ihrem eigensten Interesse die Förderung der Heimatkunde ihres Bezirks mit allen Kräften anstreben sollten. Ganz zweifellos ist dies viel wirksamer und volksbildender, als die jetzt, man möchte beinahe sagen grassierende Passion, „Kreis-Museen“ anzulegen. Abgesehen davon, dass zur wirksamen Pflege derselben vielfach die geeigneten wissenschaftlichen Kräfte, die Kenntnisse der konservatorischen Museumstechnik und die nötigen recht beträchtlichen Geldmittel fehlen, — wer besucht denn diese ihrer Natur nach immer unvollkommen und unvollständig bleibenden, nur selten zugänglichen Lokalsammlungen? Wie wenig Leute haben Verständnis dafür! — Die Vaterlandsliebe, der historische Sinn, das Interesse für die engere Heimat und die Kenntniss derselben, auf welche sich doch alle Volksbelehrung aufbauen sollte, wird tausendmal besser in der Art und Weise gefördert, wie sie von unseren intelligenten thüringischen Landsleuten in die Hand genommen worden ist, d. h. durch Kalender, Flugschriften, mündliche und nachher gedruckte Vorträge und ähnliche möglichst durch Abbildungen erläuterte Beiträge zur Heimatkunde.

Möchte man alles dies endlich auch in unserer Mark Brandenburg beherzigen!

2. Über Ansichts-Postkarten. Herr E. Friedel macht auf die Besprechung der auf die Heimatkunde Bayerns und Thüringens bezüglichen künstlerisch ausgeführten Postkarten mit Ansicht, welche in der Dezembersitzung vorgelegt wurden, sowie nochmals darauf auf-

merksam, dass ein so vorzüglicher Kenner und Förderer der deutschen Volkskunde, wie Rudolf Virchow, zunächst im Interesse des hiesigen Volkstrachten-Museums, auf den Wert und die wissenschaftliche Bedeutung des Sammelns von Postkarten mit Ansicht aufmerksam gemacht habe.

Das Märkische Provinzial-Museum hat die unsere engere Heimat betreffenden Postkarten schon seit einigen Jahren zu sammeln angefangen, besonders hat sich unser leider zu früh im vorigen Jahre verstorbenes Mitglied, Direktor Seide, als Pfleger des genannten vaterländischen Instituts, dieser Spezialsammlung angenommen, jetzt ist deren Obhut auf den Museumspfleger Herrn Richard Auerbach, unser Mitglied, mit ausgezeichnetem Erfolge übergegangen.

Herr R. Auerbach teilte hierauf folgendes mit:

Im Laufe des vorigen Jahres wurde mir der ehrenvolle Auftrag von dem Märkischen Provinzialmuseum, die damals bereits bestehende Sammlung von Ansichtspostkarten in meine Obhut zu nehmen und nach Möglichkeit für deren Vergrößerung Sorge zu tragen.

Es wurde darauf hingewiesen, dass das Märkische Museum nur Ansichtspostkarten der Provinz Brandenburg und der Altmark sammle und dass die Sammlung selbst in 4 Gruppen — nämlich:

1. Personen,
2. Sachen,
3. Ereignisse,
4. Verschiedenes

eingeteilt worden sei.

Nachdem ich diese Sammlung durchgegangen war, erschien mir der nächste und bequemste Weg, dieselbe zu vervollständigen, der zu sein zunächst alle diejenigen Ansicht-Postkarten zu erwerben, die im Buchhandel erschienen waren.

Zu diesem Behufe schrieb ich an die Buchhändler unseres Sammelgebietes und liess mir die dort erschienenen Ansicht-Postkarten und die der Umgehenden einsenden.

Hierdurch gewann die Sammlung recht erheblich an Ausdehnung, und da auch Freunde des Museums beisteuerten, können wir heute einen Bestand von 1150 Exemplaren verzeichnen.

Jetzt aber beginnt die Schwierigkeit. Es handelt sich nämlich darum, auch diejenigen Ansicht-Postkarten dem Märkischen Museum einzuverleiben, die nicht im Buchhandel erschienen sind oder noch erscheinen werden.

Diese Schwierigkeit glauben wir durch Ihre freundliche Mitwirkung zu überwinden und der Grund, weshalb Ihnen das Märkische Museum einen

Teil unserer Sammlung vorlegt, ist der, Ihr Interesse für dieselbe wachzurufen und hierdurch dieselbe selbst zu fördern.

Bei der ersten Gruppe „Personen“ handelt es sich darum, die hervorragenden Männer und Frauen unserer Heimat auch in den Ansichtskarten der Nachwelt vorzuführen. Allein nicht alle diese Personen haben für das grosse Publikum solch' ein Interesse, dass deren Bildnisse im Buchhandel erschienen wären. Wohl aber erscheinen Ansichtskarten mit deren Bildnissen in kleineren Zirkeln, Vereinigungen u. s. w. bei besonderen Gelegenheiten, und wir bitten Sie höfl., Ihr Augenmerk auf diese Karten zu richten und je ein Exemplar dem Märkischen Museum einzusenden.

Die zweite Gruppe „Sachen“ enthält diejenigen Karten, die sich auf Denkmäler, Paläste, Häuser, Häuserreihen, Landschaften u. s. w. beziehen, dann aber auch auf Cafés, Restaurants und alle jene Etablissements — ohne Ausnahme —, die Ansichtskarten ihren Gästen verkaufen. Gerade solche Etablissements pflegen häufig umgebaut zu werden oder sie gehen ganz ein. So soll z. B. das vielbekannte Restaurant „Akademische Bierhallen“ einem Neubau Platz machen. In späteren Zeiten wird die Erinnerung an jenes Speisehaus durch dessen Ansichtskarten in unserer Sammlung wieder belebt werden.

Wollen Sie sich freundl. unserer erinnern, wenn Sie in irgend ein Etablissement kommen, das Ansichtskarten verkauft und auch hiervon je ein Exemplar einsenden.

Ganz besonders liegt aber dem Märkischen Museum daran, Sie für die dritte Gruppe „Ereignisse“ zu gewinnen.

Sind es auch vielfach öffentliche, unsere Heimat betreffende Ereignisse, die zur Herstellung von Ansichtskarten veranlassen, so giebt es doch auch ausserordentlich viele kleinere Vereinigungen, die bei besonderen Ereignissen ebenfalls solche ausgeben. So finden Sie z. B. unter den Ihnen vorgelegten Karten diejenigen, die vom Kongress für Feuerbestattung seinen Mitgliedern zur Verfügung gestellt wurden und bei Gelegenheit des 50jährigen Bestehens eines Handwerkervereins zur Ausgabe gelangten.

Das Märkische Museum legt Wert darauf, diese Karten seiner Sammlung hinzuzufügen und damit diese Ereignisse einer schnellen Vergessenheit zu entreissen.

Schliesslich gelange ich zur letzten Gruppe „Verschiedenes“. In diese Gruppe gehören alle diejenigen Ansichtskarten, die sich in irgend einer Weise von den anderen Gruppen unterscheiden, z. B. die durch ein besonderes Verfahren oder auf einem besonderen Material, z. B. Holz, hergestellt worden oder die in ihrer Ausführung besonders geglückt sind.

In dieser Gruppe befindet sich auch eine Postkarte mit meinem Bildnis, die auf besonderen Wunsch der Direktion der Sammlung hinzugefügt wurde. Ich nehme an aus dem Grunde, weil diese Karte nach einem besonderen Verfahren in München nach meiner Photographie hergestellt worden ist. Jedenfalls unterscheidet sie sich durch ihren billigen Preis von 20 Pfg. von den viel theuereren hier in Berlin.

Als ich diese Karte in der Sammlung vorfand, kam mir der Gedanke, Sie zu bitten, sich gelegentlich ebenfalls solche Karten mit Ihren Bildnissen anzuschaffen und unserer „Brandenburgia“ je ein Exemplar hiervon einzusenden. Wir würden auf diese Weise ganz unauffällig zu einer Sammlung der Bildnisse unserer geschätzten sämtlichen Mitglieder gelangen*).

Ich wiederhole mich also: Das Märkische Provinzialmuseum bittet Sie besonders um diejenigen Karten, die bis jetzt nicht im Buchhandel erschienen sind, und die „Brandenburgia“ bittet Ihre Mitglieder um Postkarten mit deren Bildnissen.

Die Karten sind ohne Ausnahme an das Märkische Provinzialmuseum, Berlin, Breitestr. zu senden.

3. Berliner Felleisen. Auf die selbige betreffende Anfrage S. 352 sind uns die folgenden drei Mitteilungen eingegangen:

a) Die Brüder Grimm drücken sich im Wörterbuch (1862, S. 1498) wie folgt aus: „Felleisen, n. mantica, mantelsack, mit einer eisenstange verschlossene ledertasche und darum felleisen genannt? Man schrieb aber auch fellis, felles, felleis, was sich gleich dem nnl. valies aus fr. valise, it. valigia, mlat. valisia, hippopera herleiten liesse und in felleisen verdeutlicht wurde, denn kaum gehen umgekehrt die romanischen wörter auf's deutsche felleisen zurück (Diez s. 365). Die Böhmen bildeten filec. Die älteste form fellentz erscheint in einem weisthum von 1462 (2, 450): die sollent ime stellen ein bonden (bunten) ochsen, das er ime sein fellentz drüege oder watsack, wobei man sich des den riesen Gargantua tragenden urthiers ellendeis und felledeis (sp. 411) erinnert; noch nam er die truhnen und felis, die die menner trugen und stalt die für sich, und wiewohl die Römer sich manlich werten, wurden die truhnen und felis herdan gerissen und kamen die feind in die Wagenburg. Livius, Schöffelin 148a“.

Auf älteren Kupferstichen und Holzschnitten sieht man „Postreuter“, Reisende, Kavalleristen pp. sehr häufig mit den Felleisen-Rollen hinter sich zu Pferde. In kleinerer Ausstattung hat das Felleisen sich noch

*) Unser Mitglied Herr Photograph Bartels, Berlin, Oranienstr. 80/81, hat sich unseren Mitgliedern gegenüber bereit erklärt, Ansichts-Postkarten gegen Einsendung von deren Photographie für den Preis von 2 Mk. für 10 Stück herzustellen. Einer guten Ausführung der Bilder sind wir gewiss.

jetzt vielfach bei der europäischen Kavallerie erhalten. Früher nannte man daher das solchergestalt ausgerüstete Ross geradezu „Felleiser“ (Grimm S. 1499).

Auch werde ich darauf aufmerksam gemacht, dass man vielfach auch gewisse Holzkoffer „Felleisen“ genannt hat. Es war dies zur Zeit vor den Eisenbahnen, wo man noch vielfach mit eigenem oder Mietsfuhrwerk reiste. Diese Koffer sind mit Fellen, die noch das Haar tragen, bezogen, damit das Wasser abträufelt, ohne ins Innere zu dringen, ausserdem sind diese Koffer sehr stark mit eisernen Bändern beschlagen, so dass thatsächlich der Koffer äusserlich nichts anderes als „Fell“ und „Eisen“ zeigt. Wenn irgend möglich, nahm man zur Fellbekleidung die Haut starker Wildschweine, weil das Leder derselben biegsam und mit dichten starken, dem Wasser wehrenden Borsten besetzt ist. Einen solchen von Mesendorf bei Pritzwalk in der Prignitz stammenden Felleisenkoffer habe ich ererbt. Derselbe stammt aus dem Ende des 18. Jahrhunderts und war durch ein sehr altertümliches Anhängeschloss mit Bolzenverschluss versichert. Einen zweiten derartigen Felleisenkoffer etwa von 1790 besitzt meine Schwiegermutter Frau Apotheker Schenk in Greifswald. Derselbe stammt aus Friedland in Mecklenburg und ist wie das Mesendorfer Felleisen mit starkborstiger Wildschweinhaut überzogen. Obwohl beide Felleisen manchen Sturm abgewettert haben, sind sie dank ihrer festen Bauart noch vollkommen tüchtig. E. Fr.

b) Zu der Anfrage im Fragekasten der Nr. 9 des Monatsblattes der „Brandenburgia“: Was bedeutet der Ausdruck „Berliner Felleisen“? erlaube ich mir folgendes zur weiteren Aufklärung beizutragen:

Den grössten Teil meines Lebens habe ich in Berlin zugebracht und hier sehr oft den Ausdruck „Berliner Felleisen“ gehört; aber auch auf meinen vielfachen Reisen in Nord- und Süd-Deutschland und in Oesterreich und der Schweiz ist mir diese Bezeichnung begegnet, so dass ich mir über den Sinn derselben wohl im Klaren zu sein glauben darf. An der Richtigkeit der ausführlichen Darstellung auf Seite 352 der betreffenden Nummer des Monatsblattes hege ich nicht den geringsten Zweifel; ähnliches wurde mir mehrfach auf meine Anfrage von verschiedenen Handwerkern, die in ihrer Jugend gewandert waren, geantwortet; die meisten aber gaben mir sofort lächelnd dieselbe Erklärung dieses Ausdruckes, die mir schon selber geläufig war und die ich bis jetzt für die einzig zutreffende gehalten hatte. Danach nennt man ein „Berliner Felleisen“ ein zusammengeknüpftes Schnupftuch, welches der Träger an einem Stock über der Schulter trägt und welches nur eine Kleider- und eine Schuhbürste, sowie ein Vorhemdchen (Chemisett) und allenfalls, in neuerer Zeit, ein Paar Handmanschetten und einen Halskragen enthält. In früherer Zeit, als man noch keine besonderen Halskragen und Manschetten trug, wohl auch ein, meistens buntes, Taschen-

tuch und dergleichen Kleinigkeiten. Im Ausdruck: „er reist mit einem Berliner Felleisen“ sollte auch nur ein gewisser Hohn liegen auf einen windigen Patron, als welchen die übrigen, aus kleinen Städten stammenden, Handwerker stets den „Berliner“ ansahen, der nichts Ordentliches mit sich führte und auch nicht geneigt war, etwas Ordentliches zu leisten. Ich habe von vielen, aus Berlin stammenden, Handwerkern gehört, dass sie sich auf ihrer Wanderschaft in ganz Deutschland nur höchst selten für Berliner ausgaben, lieber als „Märker“ oder als Kleinstädter aus der Nähe Berlins, da sie doch ihren Dialekt nicht sogleich ablegen konnten. Erst in Oesterreich oder in der Schweiz gaben sie sich, und zwar mit Stolz, wieder als Berliner zu erkennen; doch wurden sie alsdann von ordentlichen Meistern auch nur mit einem gewissen Misstrauen als Gesellen angenommen.

Karl Maass.

[Es ist gewiss richtig, dass der Ausdruck „Berliner“ Felleisen häufig scherzhaft mit Bezug auf die vielen ärmlichen reisenden Handwerksburschen aus Berlin gebraucht sein mag; er kommt aber auch ganz ernsthaft gemeint, ohne jeden spöttischen Beigeschmack im norddeutschen Volksmunde vor.

E. Fr.]

c. Ad vocem „Felleisen“, Brandenburgia, 1898, S. 352, wollen Sie gütigst nachstehende Mitteilung gestatten.

„Als ich noch jung war, d. i. vor 40 und mehr Jahren, unterschied man in der Handwerker- und Landvolksprache der Landschaften um Potsdam herum sowohl wie längs der Oder von Frankfurt an bis nach Stettin und Swinemünde hin zwischen a) „Felleisen“ — vulgo „Felisen“ und b) „Berliner“. a) „Felisen“ wurde ein aus derbem Leder bestehender Tornister benannt, dessen Überklappe unten mit zwei tüchtigen Eisenschnallen festgemacht wurde. Ins Felisen hinein kam 1) ein Hemd, 2) ein Paar Wollstrümpfe, 3) der Sonntagsrock, 4) eine derbe Bürste, 5) ein Allerwelts-, Putz-, Wisch- und Waschlappen, 6) barg der Wanderbursche im Innenraum allerhand ihm zugekommene Reiseerinnerungen. Obenauf mussten in kunstgerechter Lage, die Spitzen rechts und links — gleich Hörnern — hochgestreckt, bald von einer Mittelschnallenlage bald von zwei mehr seitwärts angebrachten Schnallen festgehalten, sich ein Paar Reserve-Stiefel befinden. Schuhe — galt als „misig“ und waren der erste Anfang, dem „Gesellen“ beim Eintritt in eine Werkstatt das Ansehn zu verderben.

Zu vielen Dutzenden habe ich bis in die Kandidatenzeit hinein bei Schulfreunden und dergl. solche Felleisen mit einpacken geholfen. Dieselben waren schwerfällig. Daher b) fand nach und nach, so ungefähr vom Jahre 1865 ab, eine schon in den 50er Jahren unseres Jahrhunderts von Berlin aus aufgekommene Sitte Eingang auf der Wanderschaft einen „Berliner“ zu tragen.

b) Solcher „Berliner“ bestand in einer gewöhnlich 2 Fuss = 66 cm langen Rolle aus Wachstuch, an den beiden Enden durch „Schnurren“ wurstzipfelähnlich verschliessbar und der Länge nach durch 2 oder 3 Schnallen zusammengehalten. Getragen am Lederriemen oder auch breitem Bande über der linken Schulter.

Reservestiefel führte der einen „Berliner“ Tragende nicht mit sich, selten eine Bürste. Der Sonntagsrock blieb fernerhin bald fort. Wer überhaupt noch einen solchen besass, liess ihn sich von Ort zu Ort, je nachdem er fest in Arbeit kam, auf der Post nachsenden.

Dem alten „Felisen“ bin ich zum letzten Male im Sommer 1874 im Frankenlande nahe Forchheim — ich glaube es war bei dem Städtchen Ebermannsstadt — bei einem Wandrergesellen begegnet. Es ist wohl zur Zeit allenthalben dem „Berliner“ und dem noch bequemeren „Rucksack“ gewichen.

Meine Handwerker- u. s. w. Freunde leiteten das Wort übrigens aus der französischen, bez. englischen Sprache her, von valise, bez. wallet. Ich selbst habe über die Wortherleitung nie nachgedacht. Bei solchen Volksausdrücken spielt ja viel mehr, als man glaubt, Zufall und Sprechnachlässigkeit mit, etymologische Forschungen philologischer Weise sind eine überaus gewagte Sache! Bitte, dass Sie in der Brandenburgia Hrn. Robert Mielke, der zur Zeit nach meinem Dafürhalten der beste Volkssitten- und Sprachweisenkenner unter unsern Brandenburgiamitgliedern ist, zu Rate ziehen.

Zwei weitere Nebenbemerkungen erlaube mir ferner. I) der cylindrische Mantelsack der polnischen Flösser auf Oder und Warthe ist mir als reichlich mit Schnürringen der Länge nach versehene Leder-Rollen-Hülle wohlbekannt. Der Riemen wurde über der rechten Schulter, der „Hund“, bez. „Wolf“ — wie ich in der Neumark, namentlich in der Schenke zu Clossow (meines Vaters Filialdorf nahe Zellin a. O.) einer Haupt-, Nacht- und Anwerbestation der Flösser, diese Behälter vielfach nennen hörte (im Unterschied zu der um den Leib geschnallten ledernen „Geldkatze“) links getragen.

In hiesiger Gegend treffe ich vielfach Schiffer — ich habe solche mehrfach getraut und wir begrüssen uns stets sehr freundschaftlich — von Elbfahrzeugen im Frühjahrsanfang, riesige Rollen, welche Wäsche, Betten, Kleider enthalten, in Weise der früher gerollten Militärmäntel schräg über Brust und Schulter tragend.

So ausgestattet fahren diese Elbschiffer im Frühjahr von Muttern fort zu ihren Fahrzeugen nach Hamburg hin. Zurück beim Winterbeginn kommen sie ohne Packen. Das Gepäck folgt den Heimgekehrten als Frachtstück nach.

II) Dass „Dinsbündsel“ mit St. Dionysius zusammenhängt, mag kein „Volkskundiger“ annehmen. Der „Dionysiusstag“, 9. Oktober, ist

keineswegs in Mecklenburg-Schwerin der Gesinde-Ziehtag. Solches ist vielmehr der 24. bez. 27. Oktober, und wenn überhaupt noch von aus Mecklenburg zu uns gekommenen Dienstleuten Kalenderheilige bei solcher Gelegenheit in den Mund genommen werden, so sind das die Männer des 28. Oktober, welcher Tag denselben als Neu-Anzugstag gilt: nämlich die Apostel „Simon und Judas“. Meine Mecklenburger Grenznachbarschaft hat mir viel Gelegenheit gewährt, diese Volksweise, in für meinem Haushalt vielfach nicht gerade angenehmer Weise, kennen zu lernen.

„Diensbündel, bez. bündsel“ ist lediglich volksnachlässige Aussprache für „Dienst-bündel. Sitte ist nämlich auf dem Lande weit und breit, dass das Gesinde a) mit seinen in ein längliches Bündel gerollten notwendigsten Kleidern und Habseligkeiten das eine Haus verlässt und in das andre wandert. Einige Tage nachher wird — gewöhnlich am sog. „Koffersonntag“ — hier zu Lande z. B. am Sonntag nach dem 11. November — das weitere Hab und Gut eines Dienstboten von der neuen Herrschaft ab- und eingeholt, in Kasten, Koffer, Lade, Kommode, jetzt sogar öfters in Schrank und bei Mägden mit beigefügter Nähmaschine, sorglich eingepackt.

Den Ausdruck „Dienst-Farken“ kenne ich aus Orten der Uckermark, z. B. Dorf Polssen, Vierraden, Schwedt, und aus Königsberg i. d. Neumark. Er rührt meines Dafürhaltens von dem aus alter Zeit mir wohlerinnerlichen Brauch her, dass der Bauer, bez. Ackerbürger, demjenigen Knecht, bez. Magd, welche vom Dienst aus abziehend in den Stand der heiligen Ehe traten, „in die junge Wirtschaft hinein“ ein Ferkel seiner Zucht mitschenkte zum Auffüttern. Der mit solchem lebenden quiekenden Geschenk Beglückte nahm landesüblich solches Tierchen entweder „wie ein Bündel Flicker“ unter dem Arm, um es heimwärts zu tragen. Oder auch, wenn Mann und Frau von einem Hause, bez. von Nachbarhäusern aus, heirateten und dann jeder sein Ferkel davongetragen hatte: er band die Tierchen mit den Hinterbeinen zusammen und hing diese Last sich, wie bei früherem Dienstumzug sein Dienstbündel, über die linke Schulter.

Der Volksscherz verarbeitete solchen Brauch in erweiterter Anwendung seinerseits.

Etwas Ähnliches hat übrigens die Bureausprache in dem Ausdruck „Schinken“ für ein vom bez. Referenten zu verarbeitendes, meist dickleibiges, Aktenstück.

E. Handtmann.

d) Nach Mitteilung von Augenzeugen war „der Berliner“ eine Rolle aus starker Leinwand, oben und unten mit einer Schnur zuzuziehen, und wurde am Riemen getragen.

Schlosser trugen solche aus Wachsleinwand, Schmiede bedienten sich ihres ledernen Schurzfalls zu diesem Zweck und nannten es Fell-

eisen. Auf dem Felleisen befestigt trugen die Schmiede Hammer, Zange und Stosseisen, die übrigen nur ihre Bürsten.

Wegen des fahrbaren Tornisters, auch Felleisen genannt, werden Mitteilungen später folgen.

„Der Berliner“ löste das eigentliche Felleisen nebst Ränzel ab und galt als etwas durchaus Nobeles und Praktisches in der Zunft der wandernden Handwerksleute.

Hierzu gehört ferner der sogenannte „Berliner Reisekoffer“. Der Berliner Reisekoffer ist ein meist buntes Schnupftuch, in dem ein Handwerksbursche, Knecht oder auch ein Dienstmädchen seine Habseligkeiten eingeknüpft trägt.

Hiervon rührt die vulgäre Berliner Redensart her: „Er (Sie) hat ja nur'n Berliner Reisekoffer, das Aas hat ja nischt“! „Berliner Reisekoffer“ wird im Gegensatz zum „Berliner“ im verächtlichen Sinne gebraucht.

H. Maurer.

4. Herr Dr. Pniower legt an Stelle des verhinderten Herrn Kustos Buchholz 2 Urkunden vor, über die sich dieser folgendermassen äussert.

Herr Kustos Buchholz berichtet, als

Nachtrag, betreffend Buch und die Familie v. Voss:

Die Brandenburgia hat sich auf der Wanderfahrt nach Buch am 25. August vor. Jahres mit den geschichtlichen Verhältnissen von Schloss, Park, Kirche und Dorf Buch beschäftigt. Der bez. Bericht des Hrn. Dr. Albrecht ist auf Seite 233—254 unseres Monatsblattes abgedruckt.

Wenige Wochen nach jener Drucklegung gingen im Märk. Museum von der Städt. Kanalisations-Deputation die beiden hier vorliegenden Urkunden von 1881 ein, die beim Abbruch der beiden kleinen, erst 1881 dem Hauptgebäude aufgesetzten Türme sorgfältig eingemauert gefunden worden waren.

Die Haupturkunde, auf einen grossen Pergamentbogen von Kanzlei-hand geschrieben, enthält zwar auch einige der bereits a. a. O. gedruckten Daten; der Hauptinhalt aber umfasst die Schlossbau-Geschichte und die Besitzer-Verhältnisse der neueren Zeit und bildet dadurch eine willkommene Ergänzung des Albrechtschen Berichts, weshalb der vollständige Abdruck hier erfolgt:

Urkunde über die Besitzer des Schlosses Buch.

Im Jahre 1350 war ein Ritter Betke von Wiltberg Besitzer von Buch, welches damals Wendischen „Bug“ oder „Bütz“ genannt wurde; er verkaufte zu der Zeit die gutsherrlichen Rechte — also die Besetzung — an die von Bredow, welche im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts dieselben an die Gevettern Tamme und Zander von Röbel weiter veräusserten. Ein Nachfolger der

Letzteren — Hans von Röbel — war im Jahre 1541 alleiniger Besitzer von Buch, welches letzteres bis zum Jahre 1669 im Besitz der Familie von Röbel blieb. Während der Besitzzeit der von Röbel ist dies Schloss erbaut worden, und zwar zuerst ohne die beiden Flügel. Das Jahr der Erbauung lässt sich mit Bestimmtheit nicht angeben, doch muss angenommen werden, dass der Bau zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts ausgeführt ist.

Die Herren von Röbel besaßen ausser Buch noch die Güter Carow und Birkholz. Im Jahre 1669 verkaufte der später zu Berlin verstorbene Gouverneur von Röbel diese Güter nebst den den Besitzern von Buch zustehenden Pächten von Zepernick, Lindenberg, Falkenberg, Beyersdorf, Börnicke und Bernau an den Freiherrn Gerhard Bernhard von Pöllnitz (Geheimer Kriegsath, General-Wachtmeister, Oberstallmeister, Kammerherr und Oberst über die Leibgarde zu Fuss) zum Preise von 15 500 Thalern. Der Sohn desselben, Freiherr Friedrich Moritz von Pöllnitz veräußerte demnächst im Jahre 1724 die Güter Buch, Carow, Birkholz mit sämtlichen Pertinenzien und Prästationen für 47 000 Thaler an den Geheimen Etatsrath (späteren Etats- und Kriegs-Minister) Adam Otto von Viereck. Während der Besitzzeit des Letzteren — jedenfalls um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts — werden die beiden Flügel des Schlosses angebaut sein. — Nach dem Tode des Staatsministers Adam Otto von Viereck erbte die Tochter desselben — Amalie Ottilie — die Güter Buch, Carow und Birkholz mit sämtlichen Pertinenzien. Dieselbe war die Gemahlin des Königlich Preussischen Legationsrathes und Domprobstes Hieronymus von Voss, und kamen durch diese Ehe die Güter in die von Voss'sche Familie. Diese Besitzerin stiftete am 6. April 1767 das Fideicommiss Buch-Carow.

Kinder aus dieser Ehe waren:

1. Otto Carl Friedrich von Voss;
2. Leopold Albrecht August Alexander von Voss.

Nach dem Tode der Stifterin und ihres Gemahls ging das Fideicommiss in den Besitz des ältesten Sohnes — späteren Königlich Preussischen Staatsministers — Otto Carl Friedrich von Voss über, welcher am 30ten Januar 1823 starb. Derselbe hinterliess drei Söhne, von denen der älteste (Friedrich Maximilian Wilhelm von Voss) Fideicommiss-Besitznachfolger wurde. Im Jahre 1840/47 wurde dem jedesmaligen Besitzer des Fideicommisses die Grafenwürde verliehen. Als dieser Besitzer (Königliche Rittmeister, Sanct Johanniter Ordensritter und Domherr Wilhelm Graf von Voss) am 28ten Februar 1847 ohne männliche Descendenz starb, ging das

Fideicommiss an seinen nächst ältesten Bruder, den am 26ten September 1786 geborenen späteren Königlich Preussischen Wirklichen Geheimen Rath und Konsistorial-Präsidenten Carl Otto Friedrich Grafen von Voss über. Derselbe vergrösserte das Fideicommiss durch Zulegung von Wartenberg, Birkholz und einem Schwanebecker Bauernhof am 15ten März 1860. Auch er hinterliess bei seinem am 3. Februar 1864 erfolgten Ableben keine männlichen Nachkommen und da der jüngere Bruder — Landgraf Otto von Voss — ohne männliche Nachkommen bereits verstorben war, so ging der Besitz des Fideicommisses auf die Nachkommen des am 14. Juni 1793 bei Mainz gebliebenen Leopold von Voss (zweiten Sohnes der Stifterin) über. Erster Besitzer aus dieser Linie war der am 17. Oktober 1788 geborene Königlich Preussische General der Infanterie Ferdinand Graf von Voss. Er starb am 1. Juli 1871 kinderlos. Der einzige Bruder desselben — Curt von Voss — geboren am 26. Februar 1793, war bereits am 27. August 1849 als Königlich Preussischer Oberst und Regiments-Commandeur verstorben, weshalb der älteste Sohn desselben — Königlich Preussische Major, jetzt Königlich Preussische Kammerherr — Gustav Hermann Otto Siegfried Graf von Voss, geboren am 11. April 1822, Besitzer des Fideicommisses wurde.

An diesem Schlosse war seit dem Anbau der beiden Flügel — Mitte des achtzehnten Jahrhunderts — nur ein innerer Umbau zur Besitzzeit des Staatsministers von Voss vorgenommen worden. Dasselbe — namentlich aber die beiden Flügel und das Dach — war deshalb im schlechten Zustande. Der jetzige Besitzer, welcher seinen beständigen Wohnsitz hier genommen hat, während die früheren Besitzer grösstenteils in Berlin wohnten, nahm einen vollständigen Umbau des Schlosses vor. Die Flügel des alten Schlosses, welche der Zeit der Erbauung entsprechend mit gebrochenen, neufranzösischen Mansardendächern versehen waren, wurden um 3 Meter verlängert, im deutschen Renaissancestyl fast neu aufgeführt und mit Schieferdach versehen. Dementsprechend wurde auch das Ziegeldach des Hauptgebäudes durch ein Schieferdach ersetzt. Ausserdem wurde das Hauptgebäude im Innern und Äussern gründlich renovirt. Die Zeichnung zu dem Umbau ist angefertigt von dem Baumeister Tietz in Berlin, der Bau selbst im Jahre 1881 ausgeführt von dem Maurermeister Clement in Bernau.

Die letztere grössere Familien-Festlichkeit im alten Schlosse war die Feier der silbernen Hochzeit des jetzigen Besitzers am 10. Juni 1875. Derselbe ist seit dem 10. Juni 1850 vermählt mit Amelie geborenen Gräfin Finck von Finckenstein.

Urkundlich ausgefertigt und von dem jetzigen Besitzer und dessen Gemahlin eigenhändig unterschrieben.

Buch, am 1. August 1881.

(am ersten August tausend acht Hundert ein und achtzig).

Gustav Graf v. Voss.

Amelie Gräfin Voss,
geborene Gräfin Finckenstein.

Das zweite Schriftstück ist vom Gutsadministrator Fritz Reitz und dem Amtsvorsteher Hermann Schultze ebenfalls im Jahre 1881, und zwar mit vorstehender Urkunde zugleich verfasst und betrifft wesentlich diese Personen selbst und ihren Anteil an der Guts- und Polizei-Verwaltung von Buch. Es schliesst: „Mögen spätere Generationen bei Auffindung dieses Schriftstücks sich auch unserer erinnern.“

Diesem Wunsch tragen wir, obgleich wir uns dem Datum gegenüber noch nicht zu den „späteren Generationen“ rechnen können, doch in Dankbarkeit Rechnung, indem wir über den Sachverhalt hier berichten und die Urkunde zum Abdruck bringen.

Die Sorge der beiden Verfasser für Überlieferungen an die Nachwelt hat sich auch auf Beifügung dreier Briefmarken, zweier Schwarzstempelabdrücke der Buchschen Verwaltung und zweier Siegelabdrücke erstreckt, welche letzteren, vermutlich durch Sonnenhitze, vollständig verschmolzen und unkenntlich geworden sind.

5. Eingewanderte Pflanzen in der Mark von Karl Müllenhoff. *Historia plantarum*, Geschichte der Pflanzen heissen zahlreiche ältere botanische Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Eigentlich ist dieser Titel recht unpassend gewählt, denn anstatt einer Geschichte der Pflanzen enthalten diese Schriften meist nur dürftige Beschreibungen nach äusserlichen Merkmalen. Nur zuweilen findet man einige spärliche Angaben über die Orte wo diese Gewächse wildwachsend angetroffen werden.

Seit Linné aber in seiner Flora von Lappland und seiner Flora von Schweden das Beispiel gegeben hatte, erschienen bald zahlreiche in ähnlicher Art ausgeführte Schilderungen der Pflanzenwelt vieler Länder.

Durch die Vergleichung der verschiedenen Floren benachbarter Länder erkannte man die Grösse des Gebietes, welche eine jede Pflanzenart bewohnt, und stellte die genaue Begrenzung dieses Gebietes im einzelnen fest. Man erkannte dabei, durch welche Faktoren die Ausbreitung der Gewächse bedingt wird und wie ein jedes Gewächs mit zweckmässigen Vorrichtungen ausgestattet ist, um sich das eine auf diese, das andere auf jene Art ausbreiten zu können. Ja es gelang in manchen Ländern selbst im einzelnen die Veränderungen nachzuweisen, welche

die Pflanzenwelt dieser Gebiete im Laufe der Zeiten erlitten hat und festzustellen, woher und auf welchem Wege manche der jetzt bei uns verbreiteten Pflanzen zugewandert sind.

So wurden die Floren, ohne dass es die Verfasser gerade immer beabsichtigten, zu Quellenwerken für die eigentliche Geschichte der Pflanzenwelt.

Die floristische Durchforschung unserer Mark Brandenburg ist bereits seit recht langer Zeit und zwar mit ganz besonders grossem Erfolge betrieben worden; es kann jetzt die Arbeit bezüglich der Blütenpflanzen im ganzen als abgeschlossen gelten; dabei lässt sich gerade für unser Gebiet die im Laufe der Zeiten eingetretene Veränderung der Flora genauer angeben, als dieses sonst im allgemeinen möglich ist.

Wir verdanken diesen Abschluss der floristischen Arbeiten in erster Linie den Bemühungen des Ehrenmitgliedes unsers Vereines, des Professor Dr. Paul Ascherson; derselbe hat, unterstützt von einer von Jahr zu Jahr sich mehrenden Zahl von gleichstrebenden Freunden und Schülern, sich die Durchforschung der märkischen Flora geradezu zur Lebensaufgabe gemacht und ist bereits seit über 40 Jahren auf diesem Arbeitsfelde unermüdlich thätig.

Gerade jetzt ist er mit einer neuen zusammenfassenden Darstellung seiner Forschungsergebnisse beschäftigt, indem er neben seiner grossen mitteleuropäischen Flora auch eine neue Ausgabe seiner Flora der Provinz Brandenburg veranstaltet, zwei Werke, deren Vollendung von allen Freunden unserer Pflanzenwelt ungeduldig erwartet wird.

Unser Herr Vorsitzender wünschte, dass über diese Ergebnisse der botanischen Durchforschung unseres Gebietes einmal in diesem Kreise berichtet werden möge. Doch mit Rücksicht auf die ungeheure Arbeit, die gerade jetzt auf Herrn Prof. Ascherson lastet, zog er nicht ihn, den ältesten, gründlichsten und erfahrensten Kenner unserer Flora heran, sondern beauftragte mich mit der Darstellung der Ergebnisse von Arbeiten, die wir in erster Linie Herrn Prof. Ascherson und seinen Schülern verdanken.

Es ist zunächst ohne weiteres klar, dass für die Erhaltung einer jeden Pflanzenart von grossem Werte ist, wenn ihre Samen oder auch ihre Ausläufer, Brutzwiebeln und dergl. sich möglichst weit weg von der Mutterpflanze verbreiten. Denn wenn die Nachkommen einer Pflanze gleich unter der Mutterpflanze zum Keimen gelangten, so würde sehr bald der Kampf um Licht und Luft, um Boden und Feuchtigkeit zwischen den nächsten Verwandten entstehen und eine jede weitere Vermehrung wäre zwecklos oder auch unmöglich.

So sehen wir denn die Früchte und Samen und vielfach sogar die Ausläufer, Brutzwiebeln und dergl. mit allerlei mehr oder weniger

kunstvollen Vorrichtungen ausgestattet, die eine Verbreitung der Pflanzen auf kleinere oder grössere Entfernung ermöglichen.

Es sind hauptsächlich 5 verschiedene Mittel, durch welche die Ausbreitung bewirkt wird:

1. mechanische Schleudereinrichtungen,
2. das Wasser,
3. der Wind,
4. die Tiere,
5. endlich trägt der Mensch durch die Verkehrsmittel, die er schafft, die Eisenbahnen und Kanäle, durch die Transporte der Viehherden und die Getreideaussaaten vielfach bald unabsichtlich, bald absichtlich zur Verbreitung der Pflanzen bei.

Für jede dieser Verbreitungsarten bietet die einheimische Pflanzenwelt ausreichende gute Beispiele.

Ein mechanisches Fortschnellen der Samen beobachtet man ganz besonders bei den verschiedenen Arten des Springkrautes, *Impatiens*. Eine derselben, die bei uns in Laubwäldern wild wächst, hat von Linné den hübschen Namen „das Kräutchen Rühr mich nicht an“ *Noli tangere* erhalten, ein Name der eben so gut auch für die andern Arten passen würde.

Der Fruchtknoten ist langgestreckt fünffächerig. Die Scheidewände zwischen den fünf Fächern sind dünn, häutig und lösen sich bei der Fruchtreife sowohl von den Wänden als von der Mittelsäule ab. Berührt man nun eine solche reife Kapsel, so rollen sich die fünf Klappen, die die Aussenhülle der Frucht bilden, plötzlich von unten nach oben uhrfederartig zusammen, reissen dabei die an der Mittelsäule lose angehefteten Samen mit Gewalt los und schleudern sie heftig weithin fort.

Hierdurch wird die Pflanze in hohem Grade befähigt für eine weitere Ausbreitung. Es kann daher nicht Wunder nehmen, dass neben unserer ursprünglich europäischen Art sich noch andere eingebürgert haben. So stammt das im Tiergarten überall gemeine Springkraut, *Impatiens parviflora*, aus der Mongolei; es ist seit 1831 von Genf aus verwildert und jetzt überall verbreitet und erobert sich noch immer mehr Terrain.

Auch die bei den Gärtnern unter dem Namen Balsamine bekannte schöne Zierpflanze aus Ostindien, *Impatiens femina*, ist in Gärten, Anlagen und auf Kirchhöfen nicht selten verwildert.

Eine ähnliche Einrichtung wie die *Impatiens*arten findet man beim Sauerklee. Auch hier besitzen die Samen der fünffächerigen Kapsel Frucht einen eigenen Schleuderapparat und zwar in Gestalt einer äusseren Samenhaut, deren verschiedene Gewebeschichten derart gegen einander gespannt sind, dass schliesslich ein plötzliches Zerreißen und Zurück-

rollen der äusseren Haut und ein gleichzeitiges Herausschleudern des Samens aus der geöffneten Kapsel erfolgt.

An solchen Kapseln, die schon fast reif sind, gelingt es daher nur mit Mühe, die Samen frei herauszupräparieren, ohne dass ihre Haut sich ablöst und sie davon springen. Ein allseitiger Druck auf eine fast reife Kapsel bewirkt, — um den von Hildebrandt in Freiburg gebrauchten etwas drastischen Ausdruck zu gebrauchen — dass die Samen mit mitrailleusenartigem Geknatter nach allen Richtungen hin hervorschnellen. (Allerdings ist es erforderlich, dass die Mitrailleuse recht weit von dem Beobachter entfernt steht, wenn ihr Geknatter mit dem bei der Explosion der Sauerkleefrucht entstehendem Geräusche verglichen werden soll.) Wie bei der *Impatiens* haben auch beim Sauerklee sich mehrere Arten hier bei uns eingebürgert, die südeuropäische *Oxalis corniculata* sowie die schon mit dem Kartoffelbau aus Nordamerika eingeführte *Oxalis stricta*; namentlich die letztere Art ist bei uns schon seit langer Zeit in Gärten, an Wegen und selbst im Walde verwildert und eingebürgert.

Zahlreiche ähnliche Schleudereinrichtungen, die man beim Veilchen sowie der Lupine und sehr vielen anderen Gewächsen beobachten kann, übergehe ich hier. Alle diese Schleudereinrichtungen, wenn sie auch noch so kräftig wirken, können natürlich eine Ausbreitung nur auf verhältnismässig kleine Entfernung ermöglichen und sie sind daher für die Pflanzen nur von untergeordneter Bedeutung, wenn man sie mit den weit wirksameren Anpassungserscheinungen vergleicht, welche für die Ausbreitung der Pflanzen durch Wasser, Wind und Tiere sorgen.

Soll eine Pflanze durch das Wasser verbreitet werden, so müssen ihre Früchte oder Samen erstens leichter sein, als eine ihrem Volum entsprechende Wassermenge, sie müssen daher auf der Wasseroberfläche schwimmen; zweitens müssen sie gegen die Einwirkung des Wassers geschützt sein, so dass sie also während des Wassertransportes nicht verwesen.

Ein ganz besonders schönes und instruktives Beispiel für diese Einrichtung einer Wasserpflanze bietet die Seerose. Die Samen der weissen Seerose, *Nymphaea alba*, sind von einem Samenmantel umgeben, welcher der äusseren Samenhaut nur locker anliegt, sodass zwischen dem Samenmantel und der Samenhaut eine Luftschicht eingeschaltet wird; bei der gelben Seerose, *Nuphar luteum*, unterbleibt die Ausbildung eines besonderen Samenmantels, aber dafür trennen sich die Fruchtblätter zur Zeit der Fruchtreife in zwei Schichten, in eine äussere grüne, saftreiche und eine innere weisse, luftreiche, welche letztere zahlreiche Samen umschliesst. In beiden Fällen werden die Samen durch die Vermittelung ihrer Umhüllungen schwimmfähig gemacht, und es werden also die Samen in fliessendem Wasser durch die Strömung, in stehendem

Wasser dagegen durch die auf den Wasserspiegel einfallenden Winde fortgetrieben. Und während der Transport der Samen der beiden Seerosenarten innerhalb zusammenhängender Gewässer durch Wasser und Wind bewerkstelligt wird, geschieht eine Verschleppung in einzelne isolierte Teiche durch Vögel; es kommt oft vor, dass die Seerosensamen durch die Wasserhühner in solche isolierte Teiche verschleppt werden. Um die nahrhaften Samen zu gewinnen, hacken diese Vögel die Früchte der Seerosen mit ihrem Schnabel auf, wobei fast unvermeidlich einige der von schleimigen Massen eingehüllten Samen an den Borstenfedern der Mundwinkel sitzen bleiben. Wenn nun die Wasserhühner von ihrer Mahlzeit plötzlich aufgeschreckt werden, und nicht mehr Zeit finden den Schnabel früher zu reinigen, so tragen sie die angeklebten Samen mit sich fort und streifen sie erst in einem andern Teiche wieder ab.

Nicht minder wirksam für die Verbreitung wie die Samen sind vielfach einzelne abgerissene Pflanzenteile von Wasserpflanzen; wenn diese durch die Wasserströmungen oder auch durch Wasservögel oder die Schifffahrt von einem Gewässer zum anderen geschafft werden, können sie in vielen Fällen leicht wieder Wurzeln schlagen und die Wasserpflanze erobert sich dadurch neue Gebiete.

Eine sich bei uns nie durch Samen vermehrende Wasserpflanze ist die allen Aquariumsbesitzern wohlbekannte Wasserpest, *Elodea canadensis*. Die Pflanze ist in den Flüssen Nordamerikas einheimisch und wurde seit dem Jahre 1854 im Berliner botanischen Garten kultiviert, wo sie bald den südlich vom grossen Palmenhause befindlichen flachen Teich ausfüllte; sie wucherte so kräftig, dass sie die bis dahin oft durch ihr Aroma lästigen Konferven unterdrückte. Sie wurde daher im Jahre 1859 auch in einen bei der Wildparkstation befindlichen kleinen Graben verpflanzt und 1860 nach dem alten Wasserfall bei Eberswalde. Noch im Jahre 1859 trat sie in der Havel bei Sanssouci auf und verbreitete sich in diesem Flusse derartig, dass sie 1864 schon die Strecke bis zur Mündung erfüllte. In demselben Jahre hatte sie stromaufwärts gehend den Tegeler See erreicht und fand sich bei Berlin in der Spree, um bald auch diesen Flusslauf und sämtliche mit ihm in Verbindung stehende Gewässer zu okkupieren. 1869 war sie im Friedrich Wilhelmskanal. Die Havel aufwärts gehend, hatte sie die Grenze der Mark 1867 bei Dannenwalde, im Wentower See bei Fischerwall, Fürstenburg, Templin und 1868 bei Strasen erreicht.

Von Eberswalde gelangte die Pflanze in die Oder und erfüllte bereits 1869 die ganze Strecke von Oderberg bis in die Nähe der Ostsee. Vielleicht durch die Ihna gelangte sie 1872 nach Arnswalde.

In der Warthe war sie 1869 beobachtet. Diese Wasserpflanze trat zumeist in ungeheurer Menge auf, um sodann nach einigen Jahren sehr

zurückzugehen. Im Spandauer Schiffahrtskanal war sie 1868 so häufig, dass ihre Ausrottung, die wegen Behinderung der Schiffahrt nötig geworden war, mehr als 2500 Thaler erforderte.

Wenn sich auch in diesen und in einigen analogen Fällen das Wasser als sehr wirksam für die Ausbreitung der Pflanzen gezeigt hat, so ist doch im allgemeinen der Wind ganz zweifellos ein viel wirksameres Verbreitungsmittel als das Wasser. Die Schnelligkeit des Windes ist sehr viel grösser als die des Wassers, auch wechselt die Richtung des Windes so unregelmässig, dass er gerade dadurch befähigt ist, die Pflanzensamen nach allen Richtungen auszubreiten; so finden sich denn auch wirklich die Vorrichtungen für die Ausbreitung durch den Wind in sehr viel grösserer Mannigfaltigkeit und kunstvollerer Ausbildung als die relativ einfachen Mittel für die Ausbreitung durch das Wasser.

Ein solches Mittel, geeignet die Ausbreitung von Pflanzen durch den Wind zu ermöglichen, ist zunächst die Kleinheit der Samen und Sporen. Bei den Moosen sind die Sporen, beim Mohn sowie bei vielen Orchideen die Samen so klein, dass selbst ein schwacher Wind die Samen weithin tragen kann. Dasselbe wird bei anderen Pflanzen dadurch erreicht, dass die Fruchtstände oder die Früchte oder auch die Samen dem Winde eine verhältnismässig grosse Oberfläche darbieten.

Bald ist es, wie beim Kiefern Samen oder dem Fruchtstande der Linde, eine einfache Hautvergrösserung, die das Fliegen ermöglicht; bald sind es zierlich verzweigte Federkronen, wie bei den Früchten der korbblütigen Pflanzen. In zahlreichen Beispielen führt uns in dieser grössten aller Pflanzenfamilien die Natur Gestalten vor, welche mit höchster Sparsamkeit im Aufwande von Baustoff die grösste Flugfähigkeit verbinden. Zumal der Bocksbart und der Löwenzahn (*Tragopogon* und *Taraxacum*) zeigen uns Konstruktionen von Fallschirmen von allergrösster Leistungsfähigkeit und so grosser Zierlichkeit, dass sie selbst die Aufmerksamkeit von solchen auf sich ziehen, die sonst an allen Wundern der Natur stumpf vorbeigehen; werden doch die Fruchtstände des Löwenzahns wegen der Zierlichkeit ihrer Federkronen und weil sie beim blossen Anpusten davonfliegen, Pustblumen genannt.

Auf dem Samen erhebt sich bei vielen Korbblütern ein langer dünner Stiel; derselbe ist oben beim Löwenzahn mit einfachen, beim Bocksbart mit verzweigten haarfeinen Spitzchen besetzt, die nach allen Seiten in einer Ebene ausstrahlen und je nachdem, ob sie gekrümmt oder gerade sind, bald die Form eines Bechers, bald die eines mit der Spitze nach unten gerichteten stumpfen Kegels nachahmen.

Bei der Leichtigkeit, mit der sich die Korbblüter ausbreiten, kann es nicht Wunder nehmen, dass mehrere der jetzt bei uns am allhäufigsten vorkommenden eingewanderten Pflanzen gerade dieser Familie angehören. Das aus Canada stammende Berufskraut, *Erigeron canadensis*,

wurde bereits im 17. Jahrhundert von Nordamerika nach Südeuropa verschleppt und ist von dort aus bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Deutschland eingewandert; es wird das Vorkommen dieser Pflanze bereits für das Jahr 1750 für Frankfurt a. O. bezeugt, während Linné sie 1763 nur für Südeuropa und Nordamerika kennt. Jetzt ist sie eine der gemeinsten Pflanzen der Mark und wenn auf den flachen Dächern von neuen Häusern oder auf dem bei Kanalbauten und anderen Erdarbeiten aufgeworfenen Kies und Sandboden für anspruchslose Gewächse sich ein passender Platz findet, so ist jedes Mal der *Erigon canadensis* die erste Pflanze, die erste die sich einstellt. Ihr häufiges Vorkommen und die vorzügliche Flugfähigkeit ihrer Samen sind offenbar die Ursache, dass sie stets als die erste Pflanze zur Stelle ist um den leeren Platz zu occupieren.

Ungleich dem *Erigeron canadensis*, der zu uns aus dem Süden kam, drang das Kreuzkraut, *Senecio vernalis*, aus dem Osten Europas bei uns ein. Diese Pflanze langte am Anfang der fünfziger Jahre an der Ostgrenze der Mark an und hatte um 1860 die Westgrenze des Gebietes erreicht. Sie trat an manchen Stellen als ein so lästiges Unkraut auf Feldern und Äckern auf, dass die Ausrottung der „Wucherblume“ von den Behörden angeordnet wurde. Jetzt ist sie aber überall gemein auf Kulturland und ausserhalb desselben, wie auf Brachen, Wiesen und an Waldrändern.

Wie in den wenigen angeführten Fällen, so wirkt in zahlreichen anderen der Wind für die Ausbreitung der Gewächse. Die Flügelfrüchte der Esche, der Ulmen, der Ahornarten, die mit zierlichen federigen oder haarigen Anhängseln versehenen Früchte des Rohrkolbens, der Küchenschelle, der Pappeln und Weiden sind so allbekannt, dass ich sie hier nicht zu beschreiben brauche.

Und nicht minder zahlreich und mannigfaltig wie die Flugvorrichtungen sind bei den Pflanzen die Einrichtungen für die Verbreitung durch Tiere. Es lassen sich dabei hauptsächlich zwei Gruppen unterscheiden, die Haftfrüchte und die Fleischfrüchte.

Die Hundszunge, *Cynoglossum officinale*, hat Früchte, die auf ihrer Oberfläche ganz mit kleinen gekrümmten Widerhaken besetzt sind, die Kletten tragen an ihren Blütenhüllblättern ähnliche hakenförmige Stacheln, auch die Stengel mancher Pflanzen z. B. mehrerer Labkrautarten tragen Krallen und Haken. In allen diesen Fällen wird, sobald ein Säugetier oder ein Vogel mit den Klammervorrichtungen der Pflanze in Berührung kommt, entweder ein Teil des Stengels oder die Frucht allein abgerissen und von dem betreffenden Tiere fortgeschleppt und so die Samen der Pflanze ausgebreitet. Dasselbe was bei diesen angeführten Pflanzen die Widerhaken, bewirken bei anderen leim- oder

gummiartige Stoffe. Sie führen die Verbreitung der Samen durch Tiere herbei, ohne dass die Tiere selbst diese Verschleppung beabsichtigen; selbst dann wenn den Tieren diese Anhängsel sehr unbequem und unangenehm sind, bleiben diese Früchte oft lange am Pelz und dem Gefieder haften, man bezeichnet daher diese Art von Früchten passend mit dem Namen der Haftfrüchte.

Eine zweite Gruppe von Pflanzen besitzt Früchte, die von den Tieren eifrig aufgesucht werden; fast durchweg haben diese Pflanzen ein saftiges und weiches Fleisch, das den Tieren als Nahrung dient. Man nennt diese Früchte daher die Fleischfrüchte.

Dieselben besitzen im allgemeinen drei Eigentümlichkeiten:

1. sie haben eine hervorstechende Farbe, welche sie schon von weitem sichtbar macht,
2. sie bilden einen saftigen Teil aus, der von den Tieren aufgesucht wird,
3. sie schützen ihre Samen durch feste äussere Hüllen oder andere Schutzvorrichtungen vor der Zerstörung.

Die Farbe der Fleischfrüchte ist selten weiss (Mistel, *Viscum album*); auch nicht eben häufig gelb (Himbeere und Je länger je lieber, *Lonicera tatarica*), häufiger kommen schon blaue und schwarze Früchte vor (Schlehdorn, *Prunus spinosa*, Heidelbeere, Brombeere); am häufigsten aber sind rote Fleischfrüchte (Rose, Berberitze, Preisselbeere, Kornelkirsche, Stechpalme und Eberesche). Gerade die rote Farbe ist ja auf dem grünen Grunde der Blätter am weitesten zu sehen und verdient daher den Vorzug vor jeder andern Färbung. Dabei stehen die Fleischfrüchte stets an Stellen und in einer Anordnung, die sie ganz besonders auffällig machen. Wer einmal Ebeschenbäume gesehen hat, welche gerade reife Früchte trugen, weiss wie prächtig die intensiv roten Beeren sich von dem hellgrünen Grunde der Laubkronen abheben, und wird es verstehen, dass die auf der Wanderung begriffenen Krammetsvögel, die diese Beeren sehr schätzen, an einer Allee von Ebeschenbäumen nicht vorbei fliegen, ohne eine tüchtige Mahlzeit zu halten. Man kann sich daher nicht wundern, wenn gerade an den Ruheplätzen der nach dem Süden wandernden Krammetsvögel eine dichte Aussaat von Ebeschenbäumchen emporkeimt; die Krähenberge bei Potsdam geben ein vorzügliches Beispiel hierfür. Hier stehen in jedem Frühjahr unter den dort seit einigen Jahren angepflanzten Kirschbäumen die Ebeschenkeimlinge so dicht, wie die Kiefern in einer gut gedeihenden Baumschule.

Die Schnelligkeit der wandernden Vögel, die Weite ihrer Wanderungen sowie der Umstand, dass sie selbst Gebirgswälle und breite Meeresarme überfliegen, bewirken, dass die Pflanzensamen im allgemeinen durch die Tiere, speziell die Vögel, sich vielfach eine schnellere und weitere Verbreitung sichern können als sie selbst der Wind giebt.

Die allermeisten Bereicherungen, welche unsere Pflanzenwelt durch die Wasserströmungen, die Luftbewegung und durch Tiere erhalten hat, sind zweifellos in den ältesten Zeiten erfolgt, als das Gebiet der jetzigen Mark zuerst für Pflanzen bewohnbar wurde. Bereits in der Zeit, wo das grosse Inlandeis zurückwich, wird die Besiedelung unseres Bodens durch die ersten Pflanzen erfolgt sein. Die mehrfach veränderten Stromläufe haben dem Gebiete dann wiederholt neue Pflanzen zugeführt, in der Art wie es jetzt noch gelegentlich einmal die Elbe und die Oder thun. Und die aus den benachbarten Gebieten zuwandernden Tiere haben gewiss auch nicht wenig dazu beigetragen, dass die Zahl der Arten die jetzt in unserer Mark einheimisch sind, so gross wurde, wie wir sie jetzt finden.

Erst mit dem Beginn der menschlichen Thätigkeit begann für die Vegetation eine neue Zeit. Mit der zunehmenden Dichtigkeit der Bevölkerung und der Ausdehnung des kultivierten Landes in der Mark — wo jetzt kaum noch ein Fleckchen Erde gefunden werden kann, das nicht mehr oder minder von der Kultur beeinflusst wird — musste natürlich die Einwirkung des Menschen die natürliche Flora vielfach umgestalten und manche Pflanzenart wurde in der Verbreitung beschränkt, wenn auch wohl selten zum vollkommenen Aussterben gebracht. Andererseits führte der Mensch eine Menge neuer Arten teils absichtlich, teils unabsichtlich hier ein und viele derselben fanden hier günstige Vegetationsbedingungen, verwilderten und bürgerten sich schliesslich vollkommen ein.

Die Zahl der Arten, die auf diese Weise zu guten Bürgern unseres märkischen Bodens geworden sind, ist ganz überraschend gross und sie ist, wie es scheint, noch fortwährend im Wachsen. Natürlich ist es dabei notwendig eine Unterscheidung zu machen zwischen den Pflanzen, welche vereinzelt und vorübergehend, einmal verwildern um nach kurzer Zeit wieder zu verschwinden und denen, welche sich hier dauernd niederlassen. Nur eine längere Beobachtung lässt erkennen, ob eine Pflanze zur ersten oder zur zweiten Kategorie zu zählen ist. Nach einer naturgemäss nicht ganz unzweifelhaften Schätzung beläuft sich die Zahl der vollkommen eingebürgerten Pflanzen, die durch die Mitwirkung der Menschen eingeführt sind, auf etwa 60, während die Zahl der gelegentlich einmal verwilderten, aber noch nicht als eingebürgert anzusehenden Arten etwa 400 beträgt.

Herr P. Ascherson bemerkte zu dem Vortrage des Herrn Müllenhoff Folgendes:

In betreff des von dem Vortragenden erwähnten *Erigeron Canadensis* möchte ich auf eine höchst interessante, vor kurzem von

Dr. Paul Graebner¹⁾ veröffentlichte Beobachtung aufmerksam machen. Ende September vor. J. fand auf einem brachliegenden Acker bei Friedenau, der sich besonders mit reichlichem, zu dieser Zeit schon vertrocknetem Grase bedeckt hatte, eine Art Steppenbrand statt. Als der jüngere Bruder des Genannten, cand. hist. Fritz Graebner, einige Tage später das Gelände passierte, sah er zu seinem Erstaunen, dass eine Pflanze mitten unter den verkohlten Resten fast völlig unversehrt geblieben, lustig weiter vegetierte. Dieselbe wurde dann durch Dr. G. als der genannte Einwanderer aus Amerika erkannt, an dem selbst die zarten Haarkronen der Früchte, die ihn gerade wanderungsfähig machen, unversehrt geblieben waren. Auch ich konnte noch einige Zeit später, nachdem das Gelände umgepflügt worden, an einzelnen Resten die Tatsache durch eigenen Augenschein bestätigen. Die getrocknete Pflanze zeigte diese Immunität gegen Feuerbeschädigung nicht.

Von der natürlichen Verbreitung der Pflanzen durch das Hochwasser unserer beiden Hauptströme möchte ich einige auffällige Beispiele anführen. *Symphytum tuberosum* ist eine im Kgr. Sachsen und Schlesien in Laubgebüschern hie und da nicht seltene, der norddeutschen Flora aber fremde Frühlingspflanze. Dieselbe wird schon 1841 von Dietrich²⁾ bei Lenzen angegeben. Ich erhielt dieselbe von dort aus dem Oberholze, einem in der Elbniederung gelegenen Eichenwäldchen, in den 50er Jahren von dem Konrektor Breest-Lenzen. Später, kurz nach 1870, wurde der Wald abgeholzt und zunächst als Wiese benutzt, auf der sich die Pflanze noch reichlich vorfand. Als die Wiese dann aber zu Acker gemacht wurde, verschwand sie alsdann fast ganz; nur einige spärliche Reste, etwa ein halbes Dutzend Stöcke, konnte mir Herr Lehrer Schütz noch im April 1889, an einem Wiesenrande unweit der Löcknitz, unter Schwarzdorn zeigen³⁾. Viel später wurde ein zweiter Fundort in der Elbniederung, im Herzogtum Anhalt, Koswig gegenüber an der Wörlitzer Fährstelle bekannt, wo die Pflanze 1889 von Prof. E. Loew und Dr. Breslich, 1891 von dem Chemiker Dr. Dormeyer gesammelt wurde⁴⁾. Dass die Pflanze nach diesen beiden Fundorten durch das Hochwasser der Elbe aus Sachsen oder Böhmen herabgeführt worden ist, ist wohl nicht zu bezweifeln. Zweifelhafte ist dies von einem dritten Fundorte, der erst kürzlich veröffentlicht wurde⁵⁾, obwohl die Pflanze dort schon seit mehreren Jahrzehnten bekannt ist: im Gutsgarten zu Milow, Kr. Jerichow II, unweit Rathenow am linken Havelufer gelegen, aufgefunden von dem aus diesem Dorfe, welches auch die Heimat des

¹⁾ Verh. Bot. Verein Brandenburg XL (1898) S. LXXXI.

²⁾ Flora Marchica Vorrede S. XII.

³⁾ Ascherson, Verh. Bot. Ver. Brand. XXXIII (1891) S. 87.

⁴⁾ Taubert a. a. O. S. XXIII.

⁵⁾ Plöttner a. a. O. XL (1896) S. XLVIII.

jedem Berliner durch das Geklingel seiner Milchwagen wohl bekannten Kommerzienrates Carl Bolle ist, gebürtigen Pastor Rudolf Hülsen im Nachbardorfe Böhne, einem um die Flora seiner Heimat, des Havellandes, wie auch der Provinz Posen hochverdienten Botaniker. Derselbe schrieb mir, dass er die Pflanze dort schon seit etwa 20 Jahren kenne; ein alter Gutsgärtner habe ihn damals versichert sie sei schon da, so lange er sich erinnern könne. Ein Vordringen des Elb-Hochwassers bis zum Fundorte sei, wenigstens für die jetzigen Verhältnisse ausgeschlossen. Dagegen hält Herr Hülsen es für nicht unmöglich, dass dies *Symphytum* mit angepflanzten Sträuchern, sei es aus Anhalt (Milow ist im Besitz des Herzogs von Anhalt), sei es aus Schlesien durch einen aus dieser Provinz stammenden Gutspächter eingeschleppt sei. In letzterem Falle würde sich das Milower Vorkommen zwei weiteren Fundorten in der Norddeutschen Ebene anschliessen, von denen einer sich nahe der Südgrenze unserer Provinz befindet; im Muskauer Parke bei dem Blauen Garten nahe dem Eichsee¹⁾; dass die Pflanze dort einheimisch sein sollte, ist kaum wahrscheinlich, da sie in Schlesien auf den südöstlichen Landesteil, in Sachsen auf die Dresdener Gegend beschränkt ist und in der Sächsischen Oberlausitz wie auch im Neissegebiete Böhmens nicht bekannt ist. Ebenso wenig ist die Pflanze in der Flora von Hamburg in einem Hohlwege bei Dackenhuden, früher auch im Flottbeker Gehölz als einheimisch zu betrachten und etwa mit dem Lenzener in Verbindung zu bringen²⁾.

Sehr bemerkenswert ist das anscheinend vorübergehende Auftreten einer anderen Borraginacee, der *Omphalodes scorpioides*, die wie das genannte *Symphytum*, im östlichen Mitteldeutschland stellenweise verbreitet, indess schon seit mehr als einem halben Jahrhundert an einer Stelle in unserer Provinz, nämlich bei Sommerfeld, als wildwachsend bekannt ist. Auch an dem Teile des Elblaufs, der in das Gebiet meiner Flora von Brandenburg fällt, ist die Pflanze seit mehr als 40 Jahren bekannt, nämlich auf der Insel zwischen dem Hauptstrom und der Alten Elbe bei Grünwalde, Schönebeck gegenüber. Dieser Fundort bildet mutmasslich den Ausgangspunkt für das hier zu besprechende Vorkommen am unteren Teile des hohen, bebuchten Elbufers, südlich vom Gute Billberge, zwischen Tangermünde und Arneburg. Der Elbhang bei Billberge, nördlich bis Arneburg und darüber hinaus, südlich bis zum nächsten Dorfe Storkan, ist als besonders pflanzenreich bekannt und wird daher von den Botanikern der näheren und entfernteren Umgegend z. B. von Rathenow aus jährlich wiederholt begangen. Auch ich habe ihn seit 1857 wiederholt besucht. Es ist daher schwer anzunehmen,

¹⁾ Poelzig, Nat. Ges. Görlitz XV. S. 183.

²⁾ Vergl. Ascherson Verh. Bot. Verein Brandenb. XXIX (1887) S. 144.

dass die fragliche Pflanze, wenn sie schon früher da war, nicht bemerkt worden sein sollte. Sie wurde zuerst im April 1894 von dem oben genannten Pastor Hülsen auf einer Exkursion, an der auch Dr. Graebner und ich teilnahmen, aufgefunden. Einige Wochen später, in den Pfingstferien, überzeugten wir uns noch einmal von dem reichlichen Vorkommen der damals schon in Frucht stehenden Pflanze, die auch leicht zu finden war, da der Fussessteig den Fundort berührt. Ich war daher sehr erstaunt, zu erfahren, dass der *Omphalodes* seither spurlos verschwunden ist und in den darauf folgenden Jahren nie wieder beobachtet wurde. Wie oft mögen ähnliche Ansiedlungen unbemerkt bleiben, bis es einem derartigen Einwanderer endlich gelingt, festen Fuss zu fassen und das Gelände dauernd zu occupieren.

Für beide Vorkommnisse kann ich auch ein Gegenstück aus dem Märkischen Oderthal anführen. *Euphorbia stricta* ist in Schlesien längs des Laufes des Hauptstroms keine seltene Pflanze, und ist neuerdings, 1889 auch dicht an unserer Grenze, im Grüneberger Oderwalde von Hellwig aufgefunden worden¹⁾. Auf dem Boden unserer Provinz wurde sie von dem verstorbenen Professor Dr. Ernst Huth, einem in den verschiedensten Zweigen der Naturwissenschaft erfolgreich thätigen und auch durch seine 1895 in zweiter Auflage erschienene Flora von Frankfurt a. O. um die Kenntnis der Vegetation unserer Provinz wohl verdienten Manne, im sog. Farr- (Pfarr-?) Winkel bei Frankfurt a. O. im Spätsommer 1894 aufgefunden.²⁾ Der Finder vermutet selbst, dass die ansehnliche, bis $\frac{1}{2}$ m hohe Pflanze, die reichlich an einem viel begangenen Wege stand, erst durch das Frühjahrs-Hochwasser desselben Jahres dorthin gelangt sei. Nach Mitteilung des Oberlehrers Dr. A. Brand, der die floristischen Forschungen seines verdienstvollen Schwiegervaters fortsetzt, ist *Euphorbia stricta* von diesem Fundorte aber bereits wieder verschwunden. Also ein vollständiger Parallellfall zu dem Billberger Vorkommen des *Omphalodes scorpioides*!

Dagegen hat sich an zwei Stellen, von denen die eine ganz in der Nähe des *Euphorbia*-Fundorts gelegen ist, eine andere, in ganz Nord- und Mitteldeutschland, früher nur aus Schlesien (an der Oder bis Neusalz) bekannt gewesene Pflanze anscheinend dauernd angesiedelt: *Cerastium anomalum* (*Stellaria viscida*³⁾. Wann diese unscheinbare Alsinee zuerst aufgefunden worden ist, habe ich nicht ermitteln können, doch reicht der Fund, wenn überhaupt, schwerlich viel über das Jahr 1890 hinaus, so dass auch diese Art wohl als ein neuerer Zuwachs unseres

¹⁾ Fiek und Schube 67. Bericht Schles. Ges. Vaterl. Kultur 1889. S. 181.

²⁾ Verh. Bot. Ver. Brand. XXXVI. (1894) 5. LIII.

³⁾ Ascherson a. a. O. XXXVII (1895) S. XXIX.

Florenbestandes anzusehen ist. Der erste Finder war der emeritierte Lehrer Lux, dem die Frankfurter Flora schon manche schöne Beobachtung verdankt. Herr Lehrer Grunemann daselbst, der zu Pfingsten 1898 so gütig war, mich an den einen Fundort, die Wiesen zwischen dem Oderdamme und dem Farrwinkel zu führen, kennt die Pflanze dort und an einem etwa 2 km stromabwärts gelegenen Fundorte im Ochsenwerder seit 1893. Sie findet sich an der von mir besuchten Stelle unweit der Dammvorstadt, wenige Schritte von einer Haltestelle der elektrischen Bahn, in Vertiefungen der Wiesen in ziemlicher Zahl. Nach Herrn Grunemann ist diese Zahl von Jahr zu Jahr im Zunehmen begriffen, was jedenfalls auch für eine erst neuerdings erfolgte Ansiedlung spricht.

Kleine Mitteilungen.

Die Lehmtråde (Kreis Teltow). Auf freier Erde wird Lehm hingeschüttet, Wasser darauf gegossen und Stroh flach darüber gebreitet und dann mit den Beinen Stroh und Lehm durcheinandergetrampelt, so dass der Lehm an das Stroh anhackt und jeder Halm mit Lehm besudelt ist. Das heisst eine Lehmtråde. Dann zieht man Flusche von Stroh heraus, an dem der Lehm festhackt und macht lange Ssepe oder Pese daraus. Das geschieht, indem man das Stroh mit der Hand zusammendreht. Die Ssepe sind an einem Ende dick, am anderen laufen sie spitz zu, damit sie besser durch die Stakhölttere durchgehen. Bei einem neuen Fack werden die Ssepe etwa 3 Fuss lang.

Die Ssepe wurden gebraucht beim Bau von Häusern aus Lehmfachwerk; jetzt nur noch zum Ausbessern. Man sieht sie öfter an alten Scheunen mit Strohdächern. In der Wand werden die Fächer von Balken gebildet. In die Riegel des Faches wurden oben Löcher ausgehauen, etwa Handbreit von einander, und unten eine Rönne und dahinein die Stakhölttere gekloppt. Die Stakhölttere werden von Klafterholz, etwa 3 Fuss lang, jekleut (jeklößt, abgespalten). Um die Stakhölttere in det Fack werden nun die Ssepe herumgedreht (herumgewunden), und von innen nach aussen oder blos auf einer Seite berappt und glatt jestriekt. Beim Berappen greift man mit der Hand Lehm von der Lehmtråde und wirft ihn gegen die Stakhölttere und die Ssepe. Dann wird er mit dem Glattholz glatt gestrichen. Dabei wirft man mit einem Strohwisch, den man in einen Eimer Wasser taucht, Wasser gegen die

